Verheiratet oder ledig?

Von B. M. Croker.

(46. Fortsetzung.)

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Großer Gott im Himmel, was war das, was sie hier erblickte und was ihr das Blut zu Eis erstarren ließ? Zum erstenmal sah sie dem Tode ins Angesicht.

Da vor ihr, in dem schmalen Bettchen, lag eine kleine, stille Gestalt mit geschlossenen Augen und gefalteten Händchen, zwischen die man einen Lilienstengel gelegt hatte. Die Kissen rund um den kleinen Gegenstand — das war doch nicht Harry? — waren mit weißen Blumen bestreut, auf denen noch der Morgenthau schimmerte. Aber ein lebendes Kind bestreut man doch nicht mit weißen Blumen! Harry war also todt — wirklich todt!

Doch nein — auf der glatten Kinderstirn lag kein Hauch des Leidens, es schlief gewiß nur sanft und süß. Die weichen Löckchen kräuselten sich so natürlich um das Gesichtchen, die langen dunklen Wimpern lagen so friedlich auf den runden Wangen! Gewiß, er schlief nur! Aber warum lag er denn so regungslos still? Kein Athemzug, kein Heben und Senken der kleinen Brust störte die Ruhe der über dem Lilienstengel gefalteten Händchen, die sie noch kürzlich bald geliebkost, bald neckisch gezaust hatten! Und nun, nun!

Mit lautem Aufschrei stürzte Madeline neben dem Lager ihres Knaben auf die Kniee und legte ihre Lippen auf sein Mündchen. Wie kalt es war! Aber nein, tausendmal nein! Er konnte nicht todt sein!

„Harry, Harry!" flüsterte sie, „Harry, ich bin da, bin gekommen. Mache die Augen auf, mein Liebling, sieh mich an, sieh mich nur einen Moment an, nur einen einzigen Moment, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll!"

„So bist Du endlich gekommen!" sagte eine Stimme dicht neben ihr, und sich jäh umwendend erblickte sie hinter sich Laurence mit bleichem, verstörtem Gesicht und der unerbittlichen Miene eines richtenden Engels. „Dein Kommen hat aber jetzt kaum noch einen Zweck. Es ist hier nichts mehr für Dich zu thun. Das arme Kind ist nach Dir verlangend heimgegangen. Solange es noch einen Laut hervorzubringen vermochte, rief es nach seiner „Mamy", seiner lieben, lieben, schönen Mamy!" Hier brach dem starken Manne die Stimme, und er schwieg einen Moment, um dann, mit dem Ausdrucke tiefster Empörung auf ihre weißen Atlasschuhe blickend, fortzufahren: „Und während das arme, kleine Lamm starb, tanzte seine Mutter auf einem Balle!"

„Ich habe das Telegramm erst diesen Morgen um sechs Uhr erhalten", gab Madeline mit unheimlicher Ruhe zur Antwort. Die furchtbare Wirklichkeit war ihr noch immer nicht zum vollen Bewußtsein gekommen.

„Du wurdest gleich benachrichtigt, als das Kind erkrankte", gab Laurence zur Antwort. „Ich weiß wohl, daß du eine große Rolle zu spielen, eine große gesellschaftliche Pflicht zu erfüllen hattest, die du nicht zu versäumen wagtest. Du hattest nicht den Muth, deinem Vater zu gestehen, welche Pflichten, welche heiligen Pflichten dich hierher riefen! Du hast uns, hast alles deinem Moloch, dem Gelde, dem Reichthum, geopfert." Hier schwieg Laurence eine Weile; dann fuhr er fort: „Aber es ist hier nicht der Ort, dir einen solchen Spiegel vorzuhalten. Ich weiß, daß du noch nicht verhärtet bist und dein eigenes Gewissen wird dir schlimmere Wahrheiten sagen, als menschliche Lippen es können!"

Madeline hatte ihm, mit beiden Händen das Messinggeländer am Kopfende des Bettchens umklammernd und wirren Blickes zugehört. In dieser Stellung blieb sie auch, als er jetzt weiter sprach: „Es wird dir vielleicht eine Beruhigung sein, wenn du hörst, daß deine Gegenwart hier, obwohl sie dem Kinde ein Trost gewesen wäre, doch an dem traurigen Verlauf der Dinge nichts geändert haben würde. Seitdem gestern Abend die ungünstige Wendung eintrat, erklärte der Arzt den Fall für hoffnungslos."

Madeline blickte den Sprecher noch immer an, als sei sie von Starrsucht befallen, und Laurence, obwohl schnell und ohne Anstoß sprechend, betonte seine Worte, als rede er zu einem Wesen von schwachem, mangelhaftem Auffassungsvermögen. Dabei war sein Gesicht erdfahl, und seine Augen glühten wie zwei Flammen.

„Deine Gegenwart hier ist nun nicht mehr nöthig," fuhr er in gleichem Tone fort. „Was hier noch zu thun ist, besorge ich. Jedes Band zwischen uns ist für immer zerrissen, wir haben nichts Gemeinsames mehr, als ein Grab."

Schmerz und Entrüstung ließen in seinem Herzen keinen Raum für das Mitleid.

Vorgänge, zu deren Beschreibung der Erzähler ganzer Seiten bedarf, spielen sich oft in einem einzigen Momente ab. So dieser. Madeline hatte die Pächterwohnung vor kaum fünf Minuten betreten, hatte kaum erfahren, was geschehen war, und schon blickte sie versteinerten Auges auf die Vernichtung alles dessen, was ihr in innerster Seele theuer gewesen war. Ihr Kind, das sich ihr so warm und tief ins Herz geschmeichelt hatte, war todt, war versäumt und vernachlässigt von der eigenen Mutter, in den Armen einer fremden Frau gestorben. Auch Laurence war ihr verloren für immer.

„Hast du gar nichts zu sagen?" fragte er endlich, als Minuten vergingen, ohne daß sie ein Glied ihres Körpers rührte oder eine Silbe über die Lippen brachte. Statt der Antwort krampften sich nur ihre Hände fester um das Gestell des Bettchens, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck hilfloser Verzweiflung an. Sie sah aus wie ein schuldiger, ohne Vertheidigung vor den Schranken des Gerichts stehender Verbrecher.

„Hast du kein Wort, bist du ganz ohne Gefühl?"

Sie sprach noch immer nicht, sondern starrte ihn nur mit irrem, wildem Blicke an.

Er beobachtete sie scharf. Ihre Lippen waren aufgerissen und trocken wie Pergament. Ein furchtbarer Schmerz drückte sich in den starren Zügen und den weit offenen Augen aus, und ehe er noch selbst Zeit fand, sie zu fassen, lag sie in todtenähnlicher Ohnmacht am Boden.

Frau Holt wurde schleunig herbeigerufen; man legte die Ohnmächtige auf das einfache Bett der guten Frau, und diese wandte alles Mögliche an, um die Besinnungslose ins Leben zurückzurufen. Sie rieb ihr die Hände, hielt ihr angebrannte Federn vor die Nase und verbrauchte den ganzen Vorrath ihrer allmodischen Hilfsmittel für solche Fälle, obgleich sie kaum im Stande war, ihre Abneigung gegen Madeline zu verbergen.

Die junge Frau war ihrer Meinung nach gar nicht werth, die Mutter des hingeschiedenen Lieblings zu sein, und dies Urtheil verschärfte sich noch, als sie die in Madelines Ohren blitzenden Diamanten, sowie die weißseidenen Strümpfe und die Atlasschuhe an ihren Füßen wahrnahm.

„Sie hat die ganze Nacht getanzt, das sieht man an den Schuhen!" sagte sie. „Sehen Sie nur die Sohlen an. Auch der Atlas ist hier abgeschiefert, und die Schuhe waren gestern Abend doch gewiß neu! Ein hübscher kleiner Fuß! Aber Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Herr Wynne. 's ist nicht der Kummer, der sie umgeworfen hat; viel Gefühl war niemals nicht ihre Sache, 's kommt vom vielen Tanzen. Sie hat die ganze Nacht getanzt, und das hat sie mitgenommen. Ja, ja, 's ist vom Tanzen, nicht aus Kummer!" wiederholte sie, während sie die kleinen Schuhe, die ihr das erzählten, verächtlich zur Seite warf.

Als Madeline wieder zur Besinnung kam, konnte sie sich zuerst gar nicht erinnern, wo sie war. Erst nach und nach dämmerte die schreckliche Wahrheit wieder in ihr auf, aber auch jetzt netzte keine Thräne ihre brennenden Augen.

„Nein, so wahr ich hier stehe, sie weint keine Thräne! Hat man jemals so was erlebt!" sagte Frau Holt entrüstet.

Die gute Frau, die selbst so viele aufrichtige Thränen vergossen hatte, daß man es ihren Augen und ihrem Gesicht noch tagelang ansah, war noch nie einem Schmerz begegnet, der zu heiß und tief war, um sich durch Thränen Luft zu machen.

Als Madeline sich ein wenig erholt hatte, war Laurence bereits nach London zurückgekehrt. Sie begab sich in das Schlafgemach des Kindes, schob von innen den Riegel vor und blieb allein mit der kleinen Leiche.

Ihr Kummer blieb thränenlos. Ihr Schmerz, der heißeste, den es auf Erden gibt, der um den Verlust eines Kindes, wurde noch durch Reue und Selbstvorwürfe verschärft. O, daß sie das Kind hätte wieder erwecken können, wie gern würde sie die Hälfte ihres ganzen Lebens für nur einen halben Tag seines Lebens dahingegeben haben. Nur noch einmal hätte sie in seine Augen schauen, nur noch einmal Liebesworte in sein Ohr flüstern mögen! Aber die lieben, schönen Augen waren geschlossen für immer, das kleine wachsbleiche Ohr vernahm nie mehr den Laut einer menschlichen Stimme!

Gewiß, sie war eines der unglücklichsten Wesen, die auf Erden wandeln, denn ihr war der Trost versagt, ihr Unrecht zu sühnen! Sie war schwach, schlecht, eine pflichtvergessene, unnatürliche Mutter für ihr armes Kind gewesen, und nun, da sie alles hätte wieder gut machen, alles hätte sein mögen, was eine Mutter sein soll, jetzt, wo sie mit Freuden ihr Leben für das ihres Kindes geboten hätte, jetzt war es zu spät!

So blieb sie lange stumm und thränenlos neben dem Bettchen sitzen, so lange, daß Frau Holt, von der durch keinen Laut, nicht einmal durch ein Schluchzen unterbrochenen Stille geängstigt, endlich gegen Abend an die Thür klopfte und mit einer Tasse Thee in der Hand um Eintritt bat.

„Draußen steht ein Wagen, der Sie nach der Station bringen soll", meldete Frau Holt. „Herr Wynne hat ihn geschickt, und Sie müssen jetzt 'ne Tasse Thee trinken und dann gehen. Daß Sie sich auch noch krank machen, das nutzt doch keinem Menschen nichts!" schloß die Pächterin.

Und wirklich erreichte die resolute Frau durch ihre feste Sprache und ihr eindringlichen Vorstellungen, was sie wollte. Der Riegel wurde zurückgeschoben und Madeline erschien auf der Schwelle, freilich mit einem Gesicht, das, wie Frau Holt später berichtete, „zum Erschrecken" war. Mit großer Mühe vermochte sie die Unglückliche, die gebotene Tasse Thee anzunehmen, und noch mehr Mühe kostete es sie, Madeline, die den festen Entschluß aussprach, hier zu bleiben, zur Heimkehr zu bewegen.

Aber was Frau Holt wollte, das wollte sie eben, und nach und nach gelang es ihrem Zureden, Madeline andern Sinnes zu machen. Sie sollte, wie die Pächterin ihr vorschlug, für diese Nacht heimkehren, aber zum Begräbniß wiederkommen, und jedenfalls müsse sie doch dazu andere Kleider haben und diese holen. So war es denn jedenfalls das beste, jetzt zu gehen.

„Gut denn", gab Madeline mit seltsam rauher Stimme zur Antwort, während sie sich, um nicht vor Schwäche umzusinken, gegen den Thürpfosten lehnte, „gut, so will ich gehen, will meinem Vater alles sagen und morgen wiederkommen."

Dann ging sie, noch immer in ihren weißen Atlasschuhen, zögernden Schrittes, wieder und wieder nach dem einen verhangenen Fenster zurückblickend, den Pfad zum Wagen hinab, stieg ein und fuhr davon, ohne auch nur eine Thräne vergossen zu haben.

Als sie mit verstörtem, geisterbleichem Gesicht, bis zum äußersten erschöpft, nach dem Belgraviaplatze zurückkehrte, hörte sie, daß ihr Vater den ganzen Tag Bett und Zimmer nicht verlassen hatte, daß das Haus überall wieder in die alte Ordnung gebracht sei, daß die Palmen und andere Zierpflanzen abgeholt waren, und das Diner für sie in der Bibliothek servirt werden sollte. Alles das erfuhr sie bereits auf der Treppe von dem Tafeldecker, der ein viel zu gut geschulter, musterhafter Diener war, um in Blick oder Ton auch nur das geringste Erstaunen über das Aussehen der jungen Herrin zu verrathen.

Aber Fräulein West nahm das ihrer harrende Diner in der Bibliothek nicht ein, sondern legte sich in ihr Bett, das sie lange sechs Wochen nicht mehr verlassen sollte. Die Diphtherie, der der kleine Harry zum Opfer gefallen war, entwickelte sich auch bei ihr.

Die Gesellschaft erfuhr, daß Fräulein West sich am Ballabende erkältet habe und daß sie, die in jener Nacht so bewunderungswürdig die Honneurs ihres Hauses gemacht hatte, viele Tage zwischen Tod und Leben rang.

Josephine, die romantisch gestimmte, phantasievolle Pariserin, hegte bereits seit längerer Zeit den Verdacht, daß ihre Herrin ein heimliches Liebesverhältniß unterhalte, und da sie sich dadurch sympathisch berührt fühlte, benutzte sie ihren Einfluß, um der übrigen Dienerschaft über Fräulein West's letzten geheimnißvollen Ausflug Schweigen aufzuerlegen. Am Morgen, nachdem die Aerzte festgestellt hatten, daß die Krankheit der jungen Herrin Diphtherie sei, leerte sich das Haus schnell. Selbst Josephine floh und überließ die Pflege der Herrin zwei geschulten Wärterinnen. Nur der alte West und einige wenige Diener blieben auf ihren Posten, doch wurde ein Theil des Hauses, in welchem die mörderische Krankheit hauste, zur größeren Sicherheit durch aufgehängte, in eine Karbollösung getauchte Leinentücher streng abgeschlossen.

Nur wenige der heiteren Ballgäste kamen persönlich, um ihre Karten an der Thür des Hauses abzugeben. Diphtherie ist ein furchtbarer Würger, und wir leben im Zeitalter der Mikroben. Aber viele Bekannte schrieben und sprachen ihre Theilnahme in herzlichen Worten aus; und der alte West sah sich, so oft er im Klub erschien, nur von einer Menge Männern umringt, die sich nach dem Befinden seiner schönen, liebenswürdigen, lebensfrohen Tochter erkundigten. Sie zu verlieren, wäre ein zu furchtbarer Schlag gewesen.

Seltsamerweise war unter den Leuten, die regelmäßig an den alten Herrn herantraten, um nach dem Befinden seiner Tochter zu fragen, der junge Anwalt Wynne der Eifrigste. An dem Tage, als sich Madeline in der größten Gefahr befand und drei sehr ernst aussehende Aerzte eine lange Konsultation abhielten, stellte sich Laurence sogar im Hause selbst ein, und später erschien er jeden Tag in dem Klublokale, das sich jetzt, da die Saison zu Ende ging, mehr und mehr leerte.

(Fortsetzung folgt.)

— Gleicher Meinung. Gattin (zum spät heimkommenden Mann): „I' möcht' wissen, wenn Du einmal g'mua kriagst". Gatte: „Ja, siehst, Alte, dös möcht' i' eben ausprobier'n."

— Parirt. Geck: „Ihr Geschäft heißt zum „Lustigen Affen", das hat wohl Bezug auf Sie?" Wirth: „Ach, nein, das heißt bloß so, weil sich schon mancher Affe über mich lustig machen wollte!"

— Alles umsonst. Gefängnißdirektor: „Ja, Huber, jetzt sind Sie schon wieder da?" Sträfling: „Meine Schuld ist's nicht, Herr Direktor; ich hab' geleugnet bis zum letzten Augenblick!"

— Berichtigung. Süffert: „Du, Zöpfle, das war aber wieder einmal eine schwere Sitzung gestern!" Zöpfle: „Du, renommiere 'mal nicht mit Sitzung; Du lagst ja die längste Zeit unter dem Tisch!"

Neues aus

Natur- und Heilkunde.

Eiweißhaltige Nahrungsmittel gegen Tuberkulose.

Diese zusammen mit O. Hornemann angestellte Versuchsreihe begründete sich auf der letzten Fragestellung. Fünfzehn, ungefähr vier Wochen alte Ferkel, welche aus zwei Würfen stammten, wurden bereits jung aneinander gewöhnt und zunächst auf eine für Ferkel übliche Weise ernährt. Sodann erhielten sie gemeinsam in verdünnter Milch alle diejenigen Stoffe, welche später die einzelnen Tiergruppen getrennt bekommen sollten. Diese Vorperiode hatte also den Zweck, den Ernährungszustand der Tiere möglichst gleichartig zu gestalten, dann aber auch, um sie an die später darzureichenden Zusätze zu gewöhnen. Vor Beginn der Hauptperiode wurde noch eine Uebergangsperiode eingeschoben, welche den Wechsel der Nahrung erträglich machen sollte. Am Schluß der Uebergangsperiode wurden sieben Tiere mit Tuberkelbazillen infiziert, in ihrer Menge je nach dem Gewicht der Tiere abgestuft, und zwar durch Einspritzung derselben unter die Haut. Die acht nicht infizierten Tiere dienten als Kontrollen. Die infizierten Tiere wurden in vier Gruppen geteilt: in eine Fett-, eine Kohlehydrat-, eine Eiweißgruppe zu je zwei Tieren; das übrigbleibende siebente Tier wurde gemischt genährt. Alle Gruppen erhielten die gleiche Menge einer halb mit Wasser verdünnten Milch, und in dieser Milch wurden die ihrem Brennwert nach entsprechenden Mengen von Fett, Eiweiß und Kohlehydrat untergebracht. Die Fettiere erhielten Palmin, die Kohlehydrattiere Zucker und etwas Kartoffeln, die Eiweißtiere Kasein (Käse) als Zusatz. Die Menge dieser Zusätze wurde immer mehr gesteigert, um die spezielle Wirkung derselben auf den um sich greifenden tuberkulösen Prozeß deutlich zu machen. Als bei einigen Tieren ein trockener Reizhusten auftrat, wurde zur Sektion geschritten. Das Ergebnis war, daß die beiden reichlich mit Eiweiß gefütterten Tiere nur wenige Tuberkelknötchen aufwiesen, während die Organe der beiden Kohlehydrattiere, insbesondere die Lungen dicht mit solchen besetzt waren. Die beiden Fettiere zeigten ein verschiedenes Verhalten, daß das eine wenige, das andere zahlreiche Tuberkelknötchen enthielt. Auch das gemischt genährte Tier zeigte eine ziemlich ausgebreitete Tuberkulose. Uebereinstimmend waren die beiden Kohlehydrattiere durch die Ernährung ungünstig, die Eiweißtiere hingegen günstig beeinflußt worden.

Es versteht sich, daß aus diesem Resultat Schlüsse auf menschliche Infektionen nur mit Vorsicht gezogen werden können. Immerhin dürfte der günstige Einfluß reichlicher Eiweißernährung auf die Ausbreitung der Tuberkulose unter den angewandten strengen Versuchsbedingungen bemerkenswert sein.

• • •

Gehirn und Herz im Alter

In einer Abhandlung über das Herz der Greise sagt Dr. Balfour, es gebe zwei Teile des menschlichen Organismus, die bei weislichem Gebrauch den Schwächen des Alters großenteils entgehen. Diese beiden längst dauernden Lebensteile sind das Gehirn und das Herz. Denkende Beobachter haben sich oft schon darüber gewundert, daß Männer, die mit ihrem Gehirn arbeiten, große Staatsmänner und andere mit beinahe unverminderter Kraft selbst dann noch fortarbeiten, wenn fast alle Organe und Verrichtungen des Körpers in sehr beträchtlichem Maße geschwächt sind. Für diese Tatsache aber gibt es eine physiologische Ursache, welche Dr. Balfour uns erklärt.

Das normale Gehirn, sagt er, bleibt bis zum Ende tatkräftig, und zwar deshalb, weil für seine Ernährung besondere Vorsorge getroffen ist. Im mittleren Lebensalter oder etwas später fangen die Arterien des Körpers an, ihre Dehnbarkeit zu verlieren und sich langsam aber sicher zu erweitern. Als Träger des nährenden Blutes zu den Haargefäßen büßen sie damit einen großen Teil ihrer Wirksamkeit ein. Mit den inneren Hauptschlagadern aber, die den Haargefäßen im Gehirn ihr Blut zuführen, ist das nicht der Fall. Im Gegenteil behalten diese großen Blutgefäße ihre ursprüngliche Elastizität bei, so daß der Blutdruck im normalen Gehirn höher bleibt als in irgend einem anderen Körperorgan. Die Blutpfade im Gehirn werden dadurch offen gehalten und die Hirnmasse wird besser genährt als die anderen Körpergewebe. Wer, der schon das mittlere Lebensalter überschritten hat, wird sich nicht freuen, in der wunderbaren Einrichtung seines Körpers eine zuversichtliche Garantie dafür zu finden, daß das Gehirn fast bis zur letzten Lebensstunde fortarbeiten kann?

• • •

Drogen und Sehkraft.

Soweit stimulierende und narkotische Stoffe überhaupt auf die Sehkraft Wirkung üben, scheint dieselbe meistens eine ungünstige zu sein.

Zu den verhältnismäßig harmlosesten dieser Stoffe, bei mäßigem Gebrauch, kann der Tabak gerechnet werden; er verursacht aber mitunter teilweise Erblindung, welche sich nur langsam und schleichend entwickelt.

Alkoholgetränke können bei zu starkem Genuß die Sehkraft in ähnlicher Weise beeinflussen wie der Tabak; die Unmäßigkeit braucht nicht notwendigerweise gerade in „Räuschen" zu liegen.

Für die Behauptung, daß Tee oder Kaffee eine Störung der Augen hervorbringen, hat man bis jetzt in keinem Fall einen sicheren Beweis finden können. Kakao oder Schokolade scheint manchmal die Wirkung zu haben, daß der Genießende Lichtstäubchen oder Fünkchen vor seinem Auge sieht, was aber noch keine Ursache zu besonderer Beunruhigung zu geben braucht.

Salizyl und die aus ihm abgeleiteten Präparate (worunter auch Aspirin ist), Azetanilid oder Phenazetin, Santonin und eine Reihe anderer Drogen, welche im Medizinhandel eine mehr oder minder große Rolle spielen und z. B. in Influenza- und Kopfweh-Medizinen nicht selten vorkommen mögen unter Umständen eine schlimmere Wirkung auf die Sehkraft üben, als irgend einer der anderen erwähnten Stoffe, und man sollte sie niemals anders als unter ärztlicher Aufsicht nehmen und nie ihren Genuß ohne solche Aufsicht später fortsetzen!

• • •

Verschiedene Widerstandsfähigkeit gegen Infektionen

Auch beim Menschen sprechen wir von einer solchen. Nicht nur, wenn die großen Volksseuchen verheerend die Länder durchziehen, sondern auch bei den Ansteckungsmöglichkeiten des täglichen Lebens wird die Beobachtung gemacht, daß die Einzelindividuen verschieden schwer oder gar nicht erkranken, und daraus der entsprechende Schluß gezogen, wenn wir auch über die Bösartigkeit der betreffenden Seuche nur mitunter, über die Menge der in den Körper eindringenden Erreger eigentlich nie etwas aussagen können. Da wir experimentelle Infektionen beim Menschen nicht erzeugen können, wird sich die verschiedene Widerstandsfähigkeit hier nie exakt nachweisen lassen. Indessen dürfen wir aus den Tierversuchen und der vielfältigen Beachtung am Krankenbett wohl den Schluß ziehen, daß eine solche in der Tat anzunehmen ist. Eine Frage, welche sich sodann von selbst aufdrängt, ist die, durch welche Umstände sich die Widerstandsfähigkeit gegenüber Infektionen erhöhen läßt, beziehungsweise welche Umstände dieselbe herabsetzen. Erkältung, Unterernährung, seelische Aufregungen sind wir zunächst geneigt, für solche zu halten. Das Tierexperiment, soweit es herangezogen werden konnte, hat freilich keineswegs auf diese Fragen eine eindeutige Antwort gegeben. Nicht einmal vollkommenes Hungern setzte beim Versuch die Widerstandsfähigkeit allerdings nur bestimmten Erregern gegenüber mit Sicherheit herab

• • •

Ernährungsbedingungen und Krankheiten.

Vor allem mußten die Ernährungsbedingungen für die einzelnen Gruppen gewissen einheitlichen Gesichtspunkten untergeordnet werden. Die Menge der Nahrung mußte ihrem Brennwert nach bei den einzelnen Gruppen die gleiche sein. Sonst bleibt der Einwand offen, daß die etwa ungünstig abschneidende Gruppe weniger an Nahrung zu sich genommen hat. Bei der großen Bedeutung aber, welche heute den Salzen zuerkannt wird, mußten die einzelnen Gruppen die gleichen Mengen von Salzen und schließlich auch die gleichen Mengen von Wasser erhalten. In dem hier beschriebenen Versuch wurde das dadurch erreicht, daß die einzelnen Gruppen dieselbe Menge um die Hälfte mit Wasser verdünnter Milch erhielten, und in dieser suspendiert, bekam jede Gruppe die für sie bestimmte Menge von Eiweiß, Kohlehydrat und Fett, und zwar entsprachen sich die Mengen ihrem Brennwert nach. Weiterhin mußte noch folgendes bei der Versuchsanordnung unterschieden werden. Einmal die Frage, ob eine längere einseitige Ernährung mit bestimmten Gattungen von Nahrungsmitteln dem Körper die Fähigkeit verleiht, eindringende Krankheitserreger besser oder schlechter abwehren zu können, oder ob eine bestimmte Art von Ernährung dem Körper größere oder geringere Aussichten gewährt, eine bereits ausgebrochene und um sich greifende Infektionskrankheit in ihrer Ausbreitung zu beeinflussen.

• • •

Die Pflege der Augen im ersten Kindesalter.

Die Aeuglein des ganz jungen Erdenbürgers blicken gern zum Lichte hin, um sich daran zu gewöhnen und um es gebrauchen zu lernen; daher soll man weder Bettchen noch Fenster mit dunklen Vorhängen verfinstern. Jedoch dem direkten Sonnenlicht oder einer brennenden Lampe dürfen die Augen nicht ausgesetzt werden. Wenn wir Erwachsene uns schon beim plötzlichen Anzünden der Lampe geblendet fühlen, wie viel schädlicher muß es dann erst auf das empfindliche Sehorgan des Kindchens einwirken, zumal wenn man ihm das brennende Streichholz oder ein Licht zum Ausblasen sogar dicht vorhält! Vorsichtig sei man auch beim Ausfahren des Kindes ins Freie; am empfehlenswertesten hierzu sind Kinderwagen mit umklappbarem Verdeck, das je nach Stellung der Sonne entweder den Vorder- oder Hinterteil des Wagens beschattet. Die grelle, weiße Farbe der Zierbettdecke bildet oft eine rechte Qual für die Kleinen; wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blendet sie schmerzhaft. Man nehme durchbrochene Deckchen mit blauer Unterlage. Auch die Reinlichkeit und Hautpflege ist von günstigem Einfluß auf das Sehorgan. Jedem Augenarzt ist bekannt, daß man eine Reihe von sogenannten skrophulösen Augenerkrankungen schon dadurch ohne jede Behandlung heilt, daß man die Kinder täglich badet oder sorgfältig am ganzen Körper warm wäscht. Dabei ist besonders auf etwaige Kopfausschläge oder auf eitrigen Nasenschleim zu achten, der leicht auf die Augen übertragen wird. Ueberhaupt verbiete man den Kindern, mit den meist unsauberen Fingern in die Augen zu wischen, z. B. beim Weinen, weil dadurch sowohl Krankheitserreger wie Schmutzteilchen ins Auge gerieben werden. Das Wischen oder Trocknen der Augen darf nur mit einem reinen Tuche geschehen. Beim Baden dürfen die Augen des Kindchens nie mit demselben Schwamm gewaschen werden, womit die anderen Körperteile gereinigt worden sind. Vor dem fünften oder sechsten Lebensjahre sollen die Augen nicht durch feine Handarbeiten (Ausnähen, Ausstechen) oder durch Erlernen des Lesens und Schreibens angestrengt werden.

• • •

Ernährung und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten.

Hingegen liegen einige wenige Versuche vor, die das übereinstimmende Ergebnis hatten, daß überwiegende Fütterung mit Kohlehydraten die Widerstandsfähigkeit herabgesetzt. Im Jahre 1879 sah Feser mit Kohlehydraten (also Mehl, Kartoffeln, Zucker usw.) gefütterte Ratten viel leichter der Milzbrandinfektion erliegen als Tiere, welche mit Fleisch gefüttert worden waren. C. Müller konnte dieses Ergebnis bestätigen. Endlich hat Weigert Versuche an Ferkeln angestellt, indem er die einen mit kohlehydrat-, die anderen mit fettreicher Kost ernährte und mit Tuberkelbazillen infizierte. Nach der Infektion wurden die einzelnen Gruppen in derselben Weise weitergefüttert. Bei der Sektion fand sich, daß bei den vorzugsweise mit Kohlehydraten ernährten Tieren die Tuberkulose sich bedeutend mehr ausgebreitet hatte, als bei den Fettieren. So interessant auch diese Ergebnisse sind, es lassen sich doch gewichtige Einwände dagegen erheben.

• • •

Infektion und Ernährung.

Ueber die Wechselbeziehungen zwischen Infektion und Ernährung gibt Dr. Erwin Thomas (Frankreich) einige bemerkenswerte Aufschlüsse: Werden mehreren Kaninchen gleiche Mengen nicht allzu virulenter Milzbrandkultur eingespritzt, so überstehen einige Tiere die nun auftretende Infektionskrankheit, andere gehen früher oder später daran zugrunde. Daraus folgern wir, daß unter den angewandten Versuchsbedingungen eine verschiedene Widerstandskraft der Tiere besteht.

Das Alter der Bäume.

Von allen Bäumen soll der Baobal der langlebigste sein, er soll es auf gegen 6000 Jahre bringen. Dann folgen die kalifornische Zeder mit 4500 Jahren, die Eibe mit 3000 Jahren, die Eiche mit durchschnittlich 1600, die Linde mit 1200, die Zeder mit 900 und die Platane mit ungefähr 800 Jahren. Der Oelbaum wird durchschnittlich 750, der Pomeranzenbaum 650 und die Kastanie 600 Jahre alt. Die Lärche lebt 600, der Efeu 500, der Birnbaum 450, die Zypresse 380, die Rüster 350 und der Feigenbaum 280 Jahre.

Selbstverrat.

Auf dem Wege nach dem Angelplatze entdeckte der Amateurfischer plötzlich, daß er die Hauptsache — sein Frühstück — unterwegs verloren hatte. Er ging suchend die Straße zurück und stieß auf einen stämmigen Neger, der sich gerade den Mund abwischte und mit der zufriedenen Miene des Satten vor sich hinsah.

„Haben Sie vielleicht etwas unterwegs gefunden?" fragte der Fischer.

„Ich? Nein. Warum soll gerade ich etwas gefunden haben? Es kann's doch auch ein Hund gefunden und aufgefressen haben!"

Wann schläft eigentlich der Verräter?

Für die Küche.

Sommersalate.

Wassermelonensalat — Eine Wassermelone schneidet man halb durch, nimmt alle Kerne heraus, und sticht von dem roten Fleisch mit einer Gabel gleichmäßig große Stücke, die man in eine Glasschale legt, mit etwas Puderzucker bestreut und auf Eis stellt, bis man sie braucht. Wenn gewünscht, kann eben vor dem Servieren ½ Pint Rotwein zugefügt werden.

Bananen- und Orangensalat. — Zwei Bananen schneidet man in feine Scheiben, nachdem die Schale abgenommen worden ist, auch 3 Orangen werden abgeschält, die Kerne entfernt und in Scheiben geschnitten; die Frucht legt man abwechselnd mit Puderzucker in eine Glasschale, und läßt den Salat 1 Stunde auf Eis stehen, ehe man ihn serviert.

Dreifruchtsalat. — Hierzu braucht man eine saftige reife Ananas, die man abschält und erst in Scheiben, dann in Würfel schneidet; 3 große Orangen werden abgeschält und ebenfalls in Würfel geschnitten, und 1 Quart Erdbeeren werden gereinigt. Diese drei Fruchtsorten legt man lagenweise in Glasschalen und streut Zucker dazwischen. Ein paar Stunden auf Eis stellen, ehe man den Salat serviert.

Spargel- und Karottensalat. — Drei Bünde neue Karotten werden gut gereinigt, mit Wasser, dem man ein wenig Salz zusetzt, aufs Feuer gestellt und gar gekocht; dann abgießen, kalt werden lassen und in Würfel schneiden. Frischen Spargel schält man ab und stellt ihn mit kochendem Wasser, dem man etwas Salz zusetzt, aufs Feuer und läßt ihn gar kochen; hierauf ebenfalls abkühlen lassen. Die Spargel schneidet man in zollange Stücke, fügt die Karotten hinzu und richtet mit Mayonnaise an; zur Verzierung verwendet man hartgekochte Eier in Viertel geschnitten und junge Salatblättchen.

Mayonnaise. — 2 Eidotter tut man in eine Schüssel, fügt dazu ⅛ Teelöffel trockenen Senf und rührt ungefähr fünf Minuten, dann sehr langsam ¾ Tasse Salatöl zufügen, zuletzt ½ Teelöffel Salz und 2 Eßlöffel Zitronensaft.

Karottensalat mit Zwiebeln. — Eine genügende Anzahl junger Karotten wäscht man sauber ab, stellt sie mit Wasser, dem man 1 Teelöffel Zucker zufügt, aufs Feuer und kocht sie gar; abgießen, kalt werden lassen und in Streifen schneiden. Zwei mittelgroße Bermudazwiebeln schneidet man in dünne Scheiben und zerteilt diese dann in Ringe, zu den Karotten fügen und mit Mayonnaise anrichten.

• • •

Milchsuppe mit Schneeklößchen. — Drei Quart frische Milch, der man nach Belieben einen Teil Wasser zusetzen kann, werden mit einigen Stückchen Zimmt oder 10 bis 12 Stück fein gestoßenen Mandeln und etwas Zucker zum Kochen gebracht, dann zwei gehäufte Eßlöffel voll guter Stärke oder reichlich ein Viertel Pint feinstes Mehl, welches mit etwas zurückbehaltener Milch angerührt worden, hineingegeben und unter fortwährendem Rühren etwa zehn Minuten gekocht; bei Anwendung von Stärke braucht die Suppe nur einige Male aufzuwallen. Dann wird das nötige Salz und zwei Eidotter gut durchgerührt und von dem inzwischen mit etwas Zucker zu recht festem Schnee geschlagenen Eiweiß von vier Eiern Klößchen auf die Suppe gelegt, welche man mit Zimmt und Zucker bestreut, worauf der Topf rasch zugedeckt wird. Bei sparsamer Einrichtung kann man die Eidotter zurücklassen und die Klößchen von übriggebliebenem Eiweiß machen. Diese Suppe ist kalt ebenso angenehm als warm.

Hackbraten. Man nimmt halb und halb Kalb- und Schweinefleisch, z. B. von jedem ¾ Pfund ohne Knochen, läßt es hacken und gibt es in eine Schüssel, würzt mit Salz, Muskatnuß, Majoran und Pfeffer, gibt ein Ei daran, hackt eine kleine Zwiebel sehr fein, ebenso Petersilie, sowie ein eingeweichtes und fest ausgedrücktes Brötchen und dünstet diese Sachen in viel Fett während einiger Minuten, gibt es alsdann zu dem Fleisch und mischt alles durcheinander. Man kostet, ob nichts mehr an Gewürz fehle. Dann nimmt man die Masse auf ein Fleischbrett, formt sie zu einer länglichen Wurst, bestreut sie mit etwas Brösel, legt sie mit einem ziemlichen Stück Butter in die Bratpfanne und brät den Braten unter öfterem Begießen. Bratzeit zirka eine Stunde.